

dtv

Seit Fredrik Welin als Chirurg ein Kunstfehler unterlief, lebt er zurückgezogen auf einer einsamen Schäreninsel. Er ist fast siebzig, als ihn ein weiterer Schicksalsschlag ereilt: Eines Nachts brennt sein Haus bis auf die Grundmauern nieder, und er gerät in Verdacht, den Brand selbst gelegt zu haben. Unbegreiflich für Fredrik, den der Verlust des Hauses schmerzt und dem nur Wohnwagen, Zelt, Boot und zwei ungleiche Gummistiefel geblieben sind. Und wenige Menschen, die ihm nahestehen: Jansson, der pensionierte Postbote, die Journalistin Lisa Modin, in die er sich verliebt, und seine Tochter Louise, die schwanger ist und in Paris lebt. Als Louise wegen des Diebstahls einer Brieftasche in Untersuchungshaft sitzt, ruft sie Fredrik zu Hilfe. Während er in Paris über ihre Freilassung verhandelt, erfährt er, dass auf den Schären wieder ein Haus in Flammen steht ...

Henning Mankell, geboren 1948 in Härjedalen, war einer der großen schwedischen Gegenwartsautoren. Sein Werk wurde in über vierzig Sprachen übersetzt, es umfasst etwa vierzig Romane und zahlreiche Theaterstücke. Nicht nur sein Werk, sondern auch sein persönliches Engagement stand im Zeichen der Solidarität. Henning Mankell lebte abwechselnd in Schweden und Mosambik, wo er künstlerischer Leiter des Teatro Avenida in Maputo war. Er starb am 5. Oktober 2015 in Göteborg.

Henning Mankell

Die schwedischen
Gummistiefel

Roman

Aus dem Schwedischen
von Verena Reichel

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

www.mankell.de

Für Elise



Ungekürzte Ausgabe 2017
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Paul Zsolnay Verlags Wien
© 2015 Henning Mankell
Titel der schwedischen Originalausgabe:
›Svenska gummistövlar‹ (Leopard Förlag, Stockholm 2015)
© 2016 der deutschsprachigen Ausgabe:
Paul Zsolnay Verlag, Wien
Umschlaggestaltung: dtv nach einem Entwurf von
Peter-Andreas Hassiepen unter Verwendung
eines Fotos von Johnér Images
Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21705-7

Dies ist eine für sich allein stehende
Fortsetzung des Romans *Die italienischen Schuhe*,
der 2006 publiziert wurde.

Diese Geschichte spielt acht Jahre später.

Viel hat der gelernt,
der die Trauer kennt.

Aus dem Rolandslied

Teil I

Der Ozean des Nichts

In einer Herbstnacht vor fast einem Jahr brannte mein Haus nieder. Es war ein Sonntag. Nachmittags war Wind aufgekomen. Abends konnte ich auf dem Windmesser sehen, dass die Böen eine Geschwindigkeit von über zwanzig Metern in der Sekunde hatten.

Der Wind kam von Norden und war sehr kalt, obwohl es noch früh im Herbst war. Als ich mich gegen halb elf schlafen legte, dachte ich, dass dies der erste Sturm in diesem Herbst war, der über die Insel hinwegfegte, die ich von Großvater und Großmutter geerbt hatte.

Herbst, bald Winter. Eines Nachts würde die Meeresoberfläche zu gefrieren beginnen. Zum ersten Mal in diesem Herbst hatte ich Socken an, als ich ins Bett kroch. Die Kälte zog an.

Einen Monat zuvor hatte ich mit Mühe das Dach repariert. Es war eine große Arbeit für einen kleinen Handwerker. Viele Dachziegel waren alt und gesprungen, und meine Hände, die einmal bei komplizierten chirurgischen Eingriffen das Skalpell gehalten hatten, waren nicht dazu geschaffen, mit rauen Dachziegeln zu hantieren.

Ture Jansson, der sein ganzes Berufsleben über, bis zu seiner Pensionierung, hier draußen zwischen den Inseln die Post ausgefahren hatte, übernahm es, die neuen Ziegel vom Hafen hierherzuschaffen. Er wollte sich nicht einmal dafür bezahlen lassen. Da ich in meinem Bootshaus eine improvisierte Praxis eingerichtet hatte, um mich um Janssons eingebil-dete Zipperlein zu kümmern, dachte er vielleicht, er wäre mir jetzt einen Gefallen schuldig.

All die Jahre habe ich regelmäßig da unten auf dem Steg am Bootshaus gestanden und seine angeblich schmerzenden

Arme und den Rücken untersucht. Ich holte das Stethoskop, das neben einem Eiderlockvogel hängt, und stellte fest, dass seine Lungen und sein Herz klangen, wie sie klingen sollten. Bei all diesen wiederkehrenden Untersuchungen hat Jansson sich als kerngesund erwiesen. Doch eine derart gewaltige Angst vor eingebildeten Krankheiten wie die seine habe ich während meiner vielen Jahre als Arzt nie erlebt. Er war Postillion und zugleich ein voll beschäftigter Hypochonder.

Bei einer Gelegenheit klagte er über Zahnschmerzen. Da weigerte ich mich, mich mit seinen Plagen zu befassen. Ob er dann einen Zahnarzt auf dem Festland aufsuchte, weiß ich nicht. Ich frage mich, ob dieser Mann jemals ein einziges Loch in seinen Zähnen hatte. Vielleicht hatte er sich seine Schmerzen beim Zähneknirschen im Schlaf zugezogen?

In der Nacht, in der es brannte, hatte ich wie üblich ein Schlafmittel genommen und war schnell eingeschlafen.

Ich wachte davon auf, dass plötzlich starke Lampen aufflamnten. Als ich die Augen aufschlug, war das Licht, das mich umgab, gleißend. Unter der Schlafzimmerdecke hing ein Teppich aus grauem Rauch. Ich sprang barfuß aus dem Bett, lief die Treppe hinunter und in die Küche hinein. Die Socken musste ich im Schlaf abgestreift haben, als es im Zimmer warm geworden war. Überall war ich von dem starken, blendenden Licht umgeben. Im Vorbeilaufen bemerkte ich, dass die Wanduhr in der Küche neunzehn Minuten nach Mitternacht anzeigte. Ich riss meinen schwarzen Regenmantel an mich, der neben der Haustür hing, schlüpfte in meine Gummistiefel, wobei ich mich bei dem einen schwertat, und stürzte hinaus.

Das Haus brannte schon lichterloh in einer dröhnenden Feuersbrunst. Ich musste bis hinunter zum Steg und dem Bootshaus laufen, bis die Hitze erträglich wurde. Dort stand ich dann und sah zu, was geschah. In diesen ersten Augen-

blicken dachte ich nicht darüber nach, was den katastrophalen Brand verursacht haben konnte. Ich war nur Zeuge des Unmöglichen. Mein Herz schlug so stark, dass ich meinte, es würde im Brustkorb in Stücke zerspringen. Der Brand wütete ebenso in mir selbst.

Die Zeit schmolz in der Hitze dahin. Nach und nach trafen Boote mit verschlafenen Schärenbewohnern ein. Aber hinterher konnte ich nicht sagen, wie lange es gedauert hat oder auch nur, wer gekommen war. Meine Augen starrten wild auf das Feuer und die Funken, die zum Nachthimmel emporwirbelten. Für einen erschreckenden Moment meinte ich plötzlich, die betagten Gestalten meines Großvaters und meiner Großmutter hinter dem Feuerschein zu sehen.

Im Herbst sind wir nicht viele hier draußen auf den Inseln, wenn die Sommergäste abgereist und die letzten Segelboote in ihre unbekannten Heimathäfen gebracht worden sind. Aber jemand hatte das Feuer im Dunkel der Nacht gesehen. Dann hatte sich die Botschaft über die Telefone verbreitet, und alle wollten helfen. Mit den Feuerlöschgeräten der Küstenwache wurde Salzwasser heraufgepumpt und auf das brennende Haus gespritzt. Aber da war es natürlich schon zu spät. Lediglich der Brandherd begann, übel zu riechen. Verkohlte Eichenstämme und Holztäfelungen, Tapeten und Linoleumböden ergeben zusammen einen Gestank, den man nie vergisst.

Im Morgengrauen stand nur mehr eine rauchende und stinkende Ruine da. Zugleich hatte sich der Wind langsam gelegt. Der Sturm war schon zum Finnischen Meerbusen weitergejagt.

Der Wind hatte im Zusammenspiel mit dem Feuer seine böse Absicht vollbracht und dazu beigetragen, dass jetzt von dem schönen Haus meiner Großeltern nichts mehr übrig war.

Erst in der Morgendämmerung schaffte ich es, mir die Frage zu stellen, wie es zu dem Feuer gekommen war. Ich hatte keine Kerzen brennen lassen und auch keine der alten Petroleumlampen. Ich hatte nicht geraucht und auch den alten Holzofen nicht entzündet. Und die Stromleitungen waren erst vor wenigen Jahren neu verlegt worden.

Es gab keine Erklärung. Es schien, als hätte sich das Haus selbst angezündet.

Als könnte ein altes Haus vor Erschöpfung und Trübsinn Selbstmord begehen.

Ich sah ein, dass ich mich in einer entscheidenden Vorstellung von meinem Leben geirrt hatte. Ich zog nach einer misslungenen Operation, die dazu geführt hatte, dass eine junge Frau einen Arm verlor, vor vielen Jahren hierher. Damals dachte ich oft, dass das Haus, in dem ich wohnte, bereits an dem Tag dort stand, an dem ich geboren wurde. Und dass es noch an dem Tag stehen würde, an dem es mich nicht mehr gäbe.

Aber das stimmte also nicht. Die Eichen, die Birken, die Erlen und die einzige Esche würde es weiterhin geben, wenn ich fort wäre. Aber von dem schönen Schärengartenhof sollte nur das Fundament aus Steinblöcken, die von dem seit Langem stillgelegten Steinbruch bei Håkansborg auf dem Festland übers Eis hierhergeschleppt worden waren, übrig sein.

Ich wurde in meinen Gedanken unterbrochen, als Jansson neben mich trat. Er trug einen alten dunkelblauen Overall, nichts auf dem Kopf, aber abgenutzte Motorhandschuhe an den Händen. Ich kannte sie von den Wintern, in denen das Eis weder sicher getragen hatte noch brüchig war und er seinen Hydrocopter für die Posttransporte benutzt hatte.

Er stand da und betrachtete meine Gummistiefel. Als ich selbst hinunterschaute, merkte ich, dass ich bei der Flucht zwei linke grüne Stiefel von der alten Marke Tretorn angezo-

gen hatte. Jetzt verstand ich, warum der eine Stiefel beim Anziehen so eng gewesen war. Und warum der Rundgang um das brennende Haus so beschwerlich gewesen war.

»Ich werde dir ein Paar Stiefel bringen«, sagte Jansson.
»Ich habe mehrere zu Hause.«

»Vielleicht steht noch ein Paar unten im Bootshaus«, sagte ich.

»Nein«, entgegnete Jansson. »Ich bin schon dort gewesen und habe nachgeschaut. Es gibt nur ein paar Lederschuhe und alte Krampen, die man früher an den Stiefeln anbrachte, um draußen auf den Klippen Robben zu keulen.«

Dass Jansson bereits in meinem Bootshaus herumgestöbert hatte, wunderte mich nicht. Auch wenn er es diesmal aus Fürsorge wegen meiner beiden linken Stiefel getan hatte. Denn dass er manchmal in mein Bootshaus ging, wusste ich. Jansson war ein Schnüffler. Ich war schon lange davon überzeugt, dass er alle Postkarten gelesen hatte, die durch seine Hände gegangen waren, während die Sommergäste unten an den Stegen gestanden hatten, um Briefmarken zu kaufen.

Jansson sah mich mit müden Augen an. Die Nacht war lang gewesen.

»Wo wirst du wohnen? Was wirst du jetzt tun?«

Ich antwortete nicht, weil ich keine Antwort hatte. Ich näherte mich der qualmenden Ruine. Der falsche Stiefel scheuerte. Das ist alles, was ich jetzt besitze, dachte ich. Zwei linke Stiefel. Alles andere ist weg. Ich habe nicht einmal Kleider zum Anziehen.

In diesem Moment, als mir der ganze Umfang der Katastrophe klar wurde, hatte ich das Gefühl, mich durchzöge ein jammernder Ruf. Aber ich hörte nichts. Alles, was in meinem Inneren geschah, vollzog sich lautlos.

Jansson tauchte wieder an meiner Seite auf. Er hat eine eigentümliche Art, sich zu bewegen, als hätte er Pfoten statt

Füße. Er taucht aus dem Nichts auf und steht einfach da. Offenbar scheint er zu wissen, wie er sich aus dem Sichtfeld eines anderen Menschen heraushält.

Warum war nicht sein erbärmliches Haus auf Stångskär statt des meinen niedergebrannt?

Jansson zuckte zusammen, als hätte er meinen verbitterten Gedanken erraten. Aber ich begriff, dass ich das Gesicht verzogen hatte, was er darauf zurückführte, dass er mir zu nahe gekommen wäre.

»Du kannst natürlich bei mir wohnen«, sagte er, nachdem er sich wieder gefasst hatte.

»Das ist sehr freundlich von dir«, erwiderte ich.

Dann betrachtete ich den Wohnwagen meiner Tochter Louise, der in einem Erlenhain hinter Jansson stand. Dort gab es auch eine hohe Eiche, die noch nicht all ihre Blätter verloren hatte. Der Wohnwagen war immer noch hinter herabhängenden Zweigen verborgen.

»Ich habe den Wohnwagen«, sagte ich. »Dort kann ich bis auf Weiteres einziehen.«

Jansson sah mich fragend an. Aber er sagte nichts.

Alle, die sich in der Nacht versammelt hatten, begannen, zu ihren Booten zurückzukehren. Aber bevor sie sich auf den Weg machten, kamen sie an und sagten, sie seien natürlich bereit, mir mit allem zu helfen, was auch immer ich bräuchte.

Tatsächlich hatte sich während einiger nächtlicher Stunden mein Dasein so verändert, dass ich plötzlich alles brauchte. Ich besaß nicht einmal mehr ein zusammenpassendes Paar Gummistiefel.

Ich sah, wie ein Boot nach dem anderen verschwand. Die verschiedenen Motorengeräusche verklangen.

Ich wusste, wer sie alle waren und wie sie hießen. Hier draußen im Schärengarten dominieren einige Familien Hansson und Westerlund. Viele davon sind verfeindet. Sie treffen sich nur auf Begräbnissen oder wenn es ein Seeunglück oder einen Brand gibt. Dann werden alle Feindschaften eingestellt. Um erneut aufzuflammen, wenn die allgemeine Ruhe wieder eingekehrt ist.

Ich werde nie zu einem Teil dieser Gemeinschaft werden, in der sie trotz ihrer internen Fehden leben. Mein Großvater mütterlicherseits gehörte zu einer der kleineren Familien hier draußen, der Lundberg'schen, denen es über Generationen hinweg immer gelungen war, sich aus den Konflikten herauszuhalten. Außerdem hatte er eine Frau geheiratet, die vom fernen Åland kam.

Ich stamme von den Inseln hier draußen ab, gehöre aber trotzdem nicht dazu. Ich bin ein entlaufener Arzt, der sich hier auf seinem ererbten Schärengartenhof versteckt hat. Dass ich heilkundig bin, ist natürlich ein Vorteil. Aber ein richtiger Schärengartenbewohner werde ich nie sein.

Außerdem wissen alle, dass ich ein Winterbader bin. Jeden Wintermorgen steige ich in ein aufgehacktes Eisloch und tauche kurz ein. Von den Einheimischen wird dies mit großem Misstrauen beobachtet. In den Augen der meisten bin ich verrückt.

Von Jansson wusste ich, dass die Leute sich sehr über das Leben wunderten, das ich lebte. Was machte ich hier draußen auf meiner einsamen Insel? Ich fischte nicht, ich engagierte mich weder im Heimatverein noch in einem anderen

Zusammenhang. Ich jagte nicht und bemühte mich auch nicht, mein ziemlich heruntergekommenes Bootshaus und die Steinkiste des äußeren Stegs zu reparieren, dem das Eis in den letzten Wintern schwer zugesetzt hatte.

Die wenigen verbliebenen Einwohner hier draußen betrachteten mich also mit Misstrauen. Die Sommergäste, die von dem pensionierten Arzt gehört hatten, hielten mich hingegen für einen Glückspilz, da ich mich in den ruhigen Schärengarten zurückziehen und der Unruhe einer Großstadt entfliehen konnte.

Vor einem Jahr hatte eine große Motorjacht an meinem Steg angelegt. Ich war hinuntergegangen, um ihn zu vertreiben, als ein Mann und eine Frau ein weinendes Kind an Land hoben, dessen Haut plötzlich von einem Ausschlag überzogen war. Sie hatten von dem Arzt gehört, der im Schärengarten wohnte, und baten mich um Hilfe. Ihre Besorgnis führte natürlich dazu, dass ich meine Bootshausklinik öffnete. Das Kind wurde auf die Bank neben dem Verschlag gelegt, in dem noch immer Großvaters Fischnetze hängen, und ich konnte rasch feststellen, dass es sich nur um ein harmloses Nesselfieber handelte. Nach einer Reihe von Fragen stand für mich fest, dass das Kind frisch gepflückte Erdbeeren nicht vertragen hatte. Ich ging hinauf in meine Küche und holte ein rezeptfreies Antiallergikum, das die Eltern ihm geben sollten.

Anschließend wollten sie mich natürlich bezahlen. Aber ich lehnte das ab. Ich stand am Steg und sah ihre protzige Luxusjacht hinter dem Höga Tryholmen verschwinden.

Ich habe immer ein großes Lager an Medikamenten für den privaten Gebrauch vorrätig. Ich bin kein Hypochonder, aber ich will Zugang zu Medikamenten haben. Schließlich will ich nicht riskieren, eines Nachts mit einem Herzinfarkt aufzuwachen, ohne mir wenigstens dieselbe Behandlung zu-

teilwerden zu lassen, die ich in einer Notaufnahme erhielt. Abgesehen von Medikamenten und Infusionsflüssigkeiten habe ich auch ein paar Sauerstoffbehälter.

Ich glaube, andere Ärzte haben ebenso große Angst vor dem Tod wie ich. Und ich kann heute den Entschluss, Arzt zu werden, bedauern, den ich mit fünfzehn Jahren gefasst hatte. Heute fällt es mir leichter, meinen Vater zu verstehen, den ständig erschöpften Kellner, der mich missgelaunt betrachtete und fragte, ob ich allen Ernstes meine, es sei eine sinnvolle Lebensaufgabe, in den Körpern anderer Menschen herumzuschnippeln.

Damals antwortete ich ihm, ich sei von der Richtigkeit meiner Entscheidung überzeugt. Dabei gab ich aber nicht preis, dass ich nicht glaubte, mich je für eine Ausbildung zum Arzt qualifizieren zu können. Als es mir zu meinem eigenen Erstaunen doch gelang, konnte ich mein Gelübde nicht brechen.

Um die Wahrheit zu sagen: Ich wurde Arzt, weil ich das meinem Vater versichert hatte. Wäre er vor dem Ende meiner medizinischen Ausbildung gestorben, ich hätte sie sofort abgebrochen.

Aber ich habe keine Ahnung, was ich dann mit meinem Leben angefangen hätte. Vermutlich wäre ich schon früher hierher in Großvaters und Großmutter Haus gezogen. Aber wovon ich hätte leben sollen, weiß ich nicht.

Die letzten Boote verschwanden in dem dunstigen Morgen. Das Meer, die Inseln, alles war grauer denn je. Schließlich waren nur noch Jansson und ich übrig. Aus der stinkenden Ruine stieg der Rauch. Hier und da flammte einer der herabgefallenen Eichenstämme auf. Ich zog den Regenschirm enger um meinen Pyjama und machte einen Rundgang um das niedergebrannte Haus. Einer der Apfelbäume, die mein Großvater gepflanzt hatte, war verkohlt. Er sah aus

wie eine Theaterkulisse. Eine Wassertonne aus Blech war in der starken Hitze geschmolzen. Das Gras rings um das Haus herum war versengt.

Ich verspürte eine unwiderstehliche Lust, laut herauszuschreien. Aber solange der hartnäckige Jansson da war, konnte ich das nicht. Ich schaffte es jedoch auch nicht, ihn zu verjagen. Mir war klar, dass ich in jedem Fall seine Hilfe brauchen würde.

Ich ging zurück zu ihm.

»Ich möchte dich um einen Gefallen bitten«, sagte ich. »Ich brauche ein Handy.«

»Ich habe ein extra Handy zu Hause, das du borgen kannst«, antwortete Jansson.

»Nur bis ich es geschafft habe, ein neues zu kaufen.«

Jansson sah ein, dass ich sein Handy so schnell wie möglich benötigte. Also ging er hinunter zu seinem Boot. Es war eines der letzten im Schärengarten, das einen Glühkopfmotor hatte, der mit einem Gebläse gestartet werden musste. Wenn Jansson die Post ausfuhr, hatte er ein schnelleres Boot. Aber am Tag nach seiner Pensionierung verkaufte er es und begann, wieder das alte Holzboot zu benutzen, das er einmal von seinem Vater geerbt hatte. Ich habe alles über dieses Boot gehört. Wie es 1923 auf einer kleinen Werft in Västervik gebaut wurde und dass es immer noch seinen Originalmotor hatte.

Ich stand noch an der qualmenden Ruine und hörte, wie Jansson das Schwungrad in Gang brachte. Sein Kopf ragte aus der Luke des Steuerhäuschens hervor, und er winkte zum Abschied.

Nach dem Sturm war es jetzt ganz still. Ich war von Stille umgeben. Eine Krähe saß in einem Baum und betrachtete die Feuerstelle. Ich nahm einen Stein und warf ihn nach ihr. Mit gemessenen Flügelschlägen flatterte sie davon.